

# ***Löwenäffchen brachte Gegenspieler zusammen***

**Bei der Initiative „One Plan Approach“ arbeiten Naturschutzorganisationen und Zoos weltweit Hand in Hand für den Artenschutz**

Das goldene Löwenäffchen wohnt im brasilianischen Regenwald an der Atlantikküste. Es hat seidiges Fell, das goldgelb in der Sonne glänzt. Um seinen dunklen Kopf wächst eine Mähne – wie bei einem Löwen, daher sein Name. Viele hundert Jahre ging es dem Äffchen gut. Dann kam der Mensch und sein hübsches Aussehen wurde ihm zum Verhängnis. Die Menschen rodeten den Regenwald, sie bauten Dörfer und nahmen sich das Löwenäffchen als Haustier. Wenige Jahre später glänzte kein goldenes Fell mehr im Dschungel. Die Tiere waren in der Natur ausgerottet. „Nur in Zoos in Amerika und Europa haben etwa 300 Stück überlebt“, sagt Lorenzo von Fersen, Verhaltensbiologe und Artenschützer im Nürnberger Tiergarten. Experten haben sich daraufhin zusammengesetzt und überlegt, wie sie das Löwenäffchen retten können. Internationale Absprachen und gemeinsame Zuchtbücher sicherten die Vermehrung in den Zoos ab. In Brasilien startete die Regierung gleichzeitig eine fünfjährige Kampagne. Die Botschaft: Wildtiere sind keine Haustiere – das Löwenäffchen gehört in den Regenwald. „Schließlich konnten die Affen aus den Zoos zurück in die Natur gebracht werden“, sagt von Fersen. Heute leben wieder 2 000 bis 3 000 Exemplare im Freiland. „Eine solche Geschichte hat nur Erfolg, wenn alle zusammenarbeiten“, erklärt von Fersen. Das hat auch die Weltnaturschutzunion IUCN erkannt und der Idee einen Namen gegeben: „One Plan Approach“ – ein Plan, ein gemeinsames Ziel. Die Idee ist, dass Zoos und Artenschützer, Organisationen und Behörden vor Ort zum Wohl der Tiere zusammenarbeiten. Die IUCN gibt auch die Rote Liste gefährdeter Tierarten heraus. Wenn der Schutz der Tiere in ihrem natürlichen Lebensraum nicht ausreicht, sollen Zoos und Reservate einspringen, sie in Obhut nehmen, die Art erhalten und züchten. Lange Jahre sahen sich die Beteiligten allerdings eher als Konkurrenten. „Es war ein Vertrauensproblem, das mit der Geschichte der Zoos zu tun hat“, erklärt von Fersen. 200 Jahre ging es den meisten Zoos vor allem darum, Tiere wie im Museum auszustellen. In kleinen, kargen Käfigen, damit die Besucher sie gut sehen. Pflanzen, Felsen und Verstecke hätten da nur gestört. „In den letzten Jahrzehnten haben sich Zoos dagegen zu richtigen Forschungszentren entwickelt“, sagt der Experte. Sie sind wichtige Partner im Artenschutz geworden. „Wir sind spät dran, manchmal schon zu spät“, ergänzt von Fersen. Wie beim Kalifornischen Schweinswal „Vaquita“: „Wir haben zu lange zugesehen. Dabei wissen wir seit etwa 20 bis 30 Jahren, dass die Tierart ein Problem hat.“ Von Fersen ist Gründungsmitglied und erster Vorsitzender von „Yaqu Pacha“, der Gesellschaft zum Schutz wasserlebender Säugetiere Lateinamerikas, die im Nürnberger Tiergarten ihren Sitz hat. Auf weniger als 30 Tiere schätzen Experten die Vaquita-Population noch. Der Kalifornische Schweinswal wird vermutlich aussterben. Die Fischer waren zu gierig, sagt der Biologe. Der Staat

Mexiko hat nicht streng genug kontrolliert. Wissenschaftler waren sich uneinig, was zu tun ist. Beim Versuch, Vaquitas in ein Schutzgebiet umzusiedeln, ist ein Tier durch stressbedingtes Herzversagen gestorben. Daraufhin musste die Aktion gestoppt werden. Jede Stunde verschwinden drei Tier- und Pflanzenarten von der Erde. „Es ist ja nicht so, dass der Mensch nur zuschaut und nichts dagegen macht“, sagt von Fersen. Es gebe viele Bemühungen, aber eben auch viele Rückschläge. Im vergangenen März starb der letzte Bulle des Nördlichen Breitmaulnashorns. Vor hundert Jahren lebten noch 1 000 Exemplare in Kenia. Nach und nach fielen sie der Wilderei zum Opfer. Die beiden noch verbliebenen Weibchen können die Art nicht retten. „Der Mensch muss versuchen, den Mist, den er jahrelang gemacht hat zu reparieren.“ Wer eine Art schützt, schützt damit auch das natürliche Gleichgewicht des Ökosystems. Jedes Tier trägt seinen Teil dazu bei.

### **Je kleiner der Genpool desto größer die Gefahr**

Die neue Rolle der Zoos soll daher das Tiermanagement sein, Züchten und Tauschen, damit die Nachkommen möglichst vielfältiges Erbgut erhalten und wieder ausgewildert werden können. „Nur wenn möglichst viel verschiedenes genetisches Material vorhanden ist, steigt die Überlebenschance“, sagt von Fersen. Sonst dreht sich die Aussterbe-Spirale immer schneller: Je weniger Tiere es gibt, desto kleiner ist der Genpool und desto empfindlicher ist jedes einzelne Tier für Krankheiten und Umwelteinflüsse. Außerdem helfen Zoos, die Biologie und Fortpflanzung der Tiere zu erforschen. „Je mehr wir wissen, desto besser können wir sie schützen.“ Lange hätten Artenschutzorganisationen diese Bemühungen eher belächelt, nun erkennen sie sie immer mehr an. So sind zum Beispiel die Erfahrungen von Zooexperten gefragt, die mit Delphinen arbeiten, wenn Meeressäuger an den Küsten stranden. Sie wüssten, wie man kranke Tiere wieder aufpäppelt. Solche Rehabilitationsprotokolle könne man austauschen und voneinander lernen, erklärt von Fersen. Der Nürnberger Tiergarten engagiert sich zum Beispiel für den Schutz des La-Plata-Delphins vor Südamerika. „Obwohl wir niemals vorhätten, ein Exemplar nach Europa zu holen – wir wollen mit unserem Wissen helfen.“ Fünf Prozent der Delphine landen dort jedes Jahr als Beifang in Fischernetzen. „Es gibt noch 50.000 Tiere. Trotzdem sollten wir rechtzeitig anfangen, ein vernünftiges Schutzprogramm aufzubauen“, sagt von Fersen. Die Delphine im Nürnberger Tiergarten sollen den Besuchern vermitteln, wie wichtig der Artenschutz ist. „Sie sind charismatische Botschafter. Gleichzeitig lernen wir unglaublich viel über sie und damit auch über ihre Verwandten im Meer.“ Die Zeit ist knapp. „Trotzdem müssen wir es versuchen“, betont der Biologe, „denn den Menschen umzuerziehen, ist noch aussichtsloser.“